

Wohnen ausgestellt – Leben in der Platte

Eine Nachlese

Konrad Köstlin

In diesem Beitrag können zum einen die anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Leben in der Platte“ angestellten Überlegungen zur lebensweltlichen Bedeutung des Wohnens als eines (nicht nur in der ehemaligen DDR) zwischen Privatheit und Öffentlichkeit stehenden Phänomens „nachgelesen“ werden. Zum anderen wird ein kommentierender Einblick in das während der Ausstellung aufliegende Besucherbuch gegeben, dessen Eintragungen Reaktionen eines Museumspublikums vermitteln, das – auch dies eine Folge der Musealisierungstendenzen unserer Zeit – immer mehr daran gewohnt ist, die persönlichen Lebensumstände und privaten Erfahrungen in Bezug zum Gezeigten (und als Maßstab seiner Bewertung) zu setzen und sich darüber – in diesem Falle aus Gründen ganz verschiedener Zuständigkeit auffallend ausführlich – auch zu äußern.

Daß die von Wenzel Müller gestaltete Ausstellung „Leben in der Platte“ über den Alltag der DDR¹ eine große Resonanz beim Publikum gefunden hat, ist erfreulich. Daß sich die meisten Besucher kaum darüber verwundert gezeigt haben, dieses „Leben“ fern von der ehemaligen DDR gezeigt zu finden, und das Wiener Volkskundemuseum als einen fast selbstverständlichen Ausstellungsort angesehen haben, ist bemerkens- und bedenkenswert. Jedenfalls scheint das Publikum den Wechsel von der historischen Volkskultur zur zeitgenössischen Alltagskultur und ihren popularen Genres – legitimerweise? – recht unbeschwert von fachinternen theoretischen Skrupeln akzeptiert zu haben: „Im Volkskundemuseum könnte es ruhig öfter solche Ausstellungen geben + auch daß am Samstag + Sonntag länger offen ist, ist toll!“²

¹ Müller, Wenzel: *Leben in der Platte. Alltagskultur der DDR der 70er und 80er Jahre* (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 73). Wien 1999.

All das mag eine Nachlese bereits rechtfertigen – wobei das Wort „Nachlese“ hier aus zwei Gründen steht. Einmal ist nach dem anläßlich der Ausstellungseröffnung am 16. September 1999 gehaltenen Vortrag „Wohnen ausgestellt“ mehrfach gefragt worden: Hier ist er nun nachzulesen und bildet den ersten Teil dieses Textes. Wichtiger aber ist mir der zweite Aspekt und Abschnitt des Folgenden, in dem ein Einblick in das Besucherbuch geboten wird. Ein solcher Einblick lohnt schon allein deshalb, weil er Aufschluß darüber gibt, wie das Publikum auf die Ausstellung reagiert hat. Und wenn auch ein Besucherbuch selbstverständlich kein absolut verlässlicher Indikator und sein Inhalt – ähnlich den an Wallfahrtsorten ausgelegten Büchern – eine bestimmten Konditionen unterliegende Textsorte ist: die Aufforderung, sich darin einzutragen, gibt doch der Artikulation von tatsächlich existierenden Bedürfnissen Raum, und solcherart vermag das Besucherbuch einen Kontakt zwischen Museum und Publikum nicht nur zu simulieren, sondern auch zu repräsentieren. Daß es einschlägigen Assoziationen relativ freien Lauf läßt und den Besucher dazu animiert, seine „Meinung“ niederzuschreiben, macht seine Betrachtung als ein zeitgeschichtlich-lebensweltliches Dokument zusätzlich reizvoll.

I. Wohnen – ausgestellt

I. Räume der Privatheit?

Wohnen ist – wenn auch nicht in seinem komplex-prozessualen Charakter – seit Anbeginn volkskundlicher Museologie ein zentraler Gegenstand der Präsentation gewesen. Die repräsentative Sphäre, durch „Volkskunst“ akzentuiert, hat – man denke etwa an dekorierte Möbel – vor allem im Wohnbereich ihren Platz gefunden, ja, sie geht im Prozeß der Zivilisation mit dem einher, was Peter R. Gleichmann als „Verhäuslichung“ charakterisiert hat. Die auf Otto Lehmann zurückgehenden Stubenfolgen im Altonaer Museum in Hamburg etwa oder jene im Volkskunstmuseum in Innsbruck zeigen diese Beziehung auf; was sie freilich nicht zeigen, ist, daß in diesen repräsentativen Räumen – auch wenn das Publikum sie als Wohnzimmer wahrnimmt – im modernen Sinne des Wortes nicht „gewohnt“ worden ist. Dagegen steht dieses Wohnen in der Moderne – und darauf gründet sich auch

das Interesse der Besucher – zentral für das „eigene Leben“: Wohnen steht – pars pro toto – für den gesamten Lebensvollzug.

Beim Ausstellen des Wohnens funktioniert – auf einer ganz alltagspraktischen Weise – der Vergleich mit dem eigenen Alltag, ja, er funktioniert nicht nur, hier drängt er sich auf. Denn die Besucher der Museen wohnen alle in irgendeiner Weise, und alle verstehen sie ihre Wohnung als „intim“, als Raum der Kreativität, des „Eigenen“, als Ausdruck ihrer Identität: „Was am stärksten wohl das große Publikum ergreift, ist das Erlebnis des Intimen, Übersichtlichen, Menschlichen, also das, was in starkem Gegensatz zu vielem steht, was wir in unserer eigenen Zeit erleben, wo alle Dimensionen und Maße zu gross – oder auch zu klein zu werden scheinen.“³ Kurz: Beim Wohnen und gerade beim Wohnen lassen sich Bezüge zur eigenen Lebenswelt herstellen.

Das Freilichtmuseum in Alt-Schwerin in Mecklenburg-Vorpommern ist ein besonderes Museum. Alt-Schwerin war bis 1945 ein adeliges Gut gewesen, wurde nach dem Krieg enteignet und zuerst nach dem Motto „Junkerland in Bauernhand“ als Dorf in kleine Bauernstellen zerteilt, um dann in den 50er Jahren zur LPG transformiert zu werden. Das Herrenhaus selbst wurde zum Altenheim. Alle Geräte und Baulichkeiten wurden, sobald man sie nicht mehr brauchte, dem Museum zugeschlagen: Windmühle, Mähdrescher und Pflüge, die ersten russischen Traktoren und die alte Schule. So wuchs das Museum ständig und schob das immer moderner werdende Dorf gewissermaßen vor sich her.

In diesem Freilichtmuseum in Alt-Schwerin wurde in den 70er Jahren zum Zwecke der Dokumentation aus einer Katenreihe, einer Art ländlichem Reihenhaustyp also, eine Familie in eine neue Wohnung „umgesetzt“. Die gesamte Wohnung, Mobiliar, Wäsche, Geschirr, Wandschmuck, die Habe also, wurden dem Museum zugeschlagen und damit das ländliche Arbeiter-Wohnen der 70er Jahre fürs Museum eingefroren. Lediglich das Original des Hochzeitbildes durften die Eheleute behalten, im Museum wurde es durch eine Kopie ersetzt. Das ist freilich ein Verfahren, das uns irritiert, weil uns solch ein Eingriff in das Privatleben unzulässig erscheint, weil Wohnen in unserer Lebenswelt zum Persönlichsten und auch zu einem der wenigen Orte der Kreativität geworden ist. Diese Vorgangsweise läßt sich aber auch als Folge eines modernen und recht vordergründigen Au-

3 Valen-Sendstad, Fartein: Die Sandvigschen Sammlungen. Wegweiser durch das Freiluftmuseum Maihaugen. Lillehammer 1960, S. 13.

thentizitätsfetischismus interpretieren.⁴ Der nämlich sucht sich auf diese Weise einer Kritik zu entziehen, die meint, das bisherige Verfahren der Präsentation des Wohnens in Volkskundemuseen als Idealisierung des Historischen geißeln zu können. Die Idylle stellt sich freilich auch beim sogenannten Authentischen ein. Und damit ist sie nicht mehr nur ein Problem der Präsentation, sondern auch der Prädisposition der Besucher und Besucherinnen. Denn natürlich sind Wohnen und Inventar in Volkskunde-Museen immer schon ausgestellt, sind Stuben und Küchen nachgebaut worden. Und ihre Verstehbarkeit, Durchschaubarkeit und ihre Wiederentdeckung in den verschiedenen heimeligen Retro-Stilen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hat den bürgerlich geprägten Blick auch ohne verklärendes Zutun der Museologen in eine prästabilisierte Harmonie gewiesen.

Gerade am Beispiel des Wohnens ist darüber unter dem Stichwort der Ganzheitlichkeit, das Adelhart Zippelius als Chance des Freilichtmuseums im Umlauf gebracht hat, über zwei Jahrzehnte debattiert worden. Hier in der Laudongasse, in der Dauerausstellung des Hauses, läßt sich – glücklicherweise, ohne daß ein Versuch zur Ganzheitlichkeit unternommen worden wäre – eines erkennen: Das Wohnen wird zur Gegenwart hin immer weniger öffentlich und konventionell, immer weniger regional bestimmbar – und damit zugleich auch immer persönlicher und individueller. Man denke etwa (um beide Trends zusammen zu sehen) an die Zurschaustellung persönlicher Erinnerungsstücke und Souvenirs und an die auf dem Fließband hergestellten Fabrikmöbel, auf denen oder in denen sie positioniert sind.

Wohnen in der Moderne wird – und das ist die andere Seite – deutlich hochpolitisch traktiert: „Wohnbau mit Gesinnung“, mit diesem Motto war etwa die Ausstellung „Wohnen in Wien“ anno 1987 überschrieben. Das ist nicht mehr die oberflächliche Repräsentation, jene repräsentative Form, in der Lebensstil und Herrschaftsform miteinander korrespondiert haben: das ist verordnete Gesinnung, die sich wie weiland John Ruskin vornimmt, die Menschen über den Umweg des Ästhetischen zu verbessern. Stellt man das Wohnen im Museum aus, dann versucht man einerseits, das Private zu dokumentieren, hat aber zugleich immer die Gesellschaft im Blick: Die Größe der Wohnung und die Zahl der Räume etwa zeigt, wie sich die

⁴ Das Freilichtmuseum Kommern etwa hat sich gleich nach der Wende eine Wohnausstellung gesichert, und 1999 ist das Bild eines Studenten durch die Presse gegangen, der seine gesamte Habe einem Volkskundemuseum überlassen hat.

Gesellschaft die Familiengröße denkt. Die Frankfurter Küche der Grete Schütte-Lihotzky z.B. atmet einerseits das ergonomische Prinzip, das Sigfried Giedion auf die Kombüse der Schiffe und die enge Küche der Speisewagen der amerikanischen Eisenbahnen zurückführt. Zugleich aber steht das Bild einer neuen Frau dahinter: Denn diese Küche reflektiert die Idee aus August Bebels „Die Frau und der Sozialismus“, in der die – berufstätige – Frau als durch Gemeinschaftsküchen weitgehend von der Kocharbeit entlastet geschildert wird: sie wärmt das Essen nur mehr und nützt Halbfertigprodukte. Die relative Bedeutungslosigkeit dieser Frankfurter Küche in diesem Gesellschafts- und Frauenbild, andererseits aber auch ihre industriell-ergonomische Modernität ist, wenn man ihre Positionierung und Größe ansieht, augenfällig.

Als im Jahre 1985 das Wohnen der „Wilden 50er“ Jahre auf der Schallaburg ausgestellt wurde – wie das Altschweriner Beispiel und wie die heutige Ausstellung über die Platte nah an der Gegenwart –, da baute man dort idealtypisch Einrichtungen der 50er Jahre nach, die es vermutlich in dieser Stil-Reinheit nie gegeben hat. Denn Wohnen und Einrichten sind nicht erst in der Postmoderne ein Kompositionsvorgang, der die Stile miteinander verbindet; und gerade der Stil der 50er Jahre hat sich ja auch im Beigestellten und Zufälligen geäußert. Dennoch gab es Einrichtungsstücke wie etwa die Schrankwand, die typisch für diese Dekade der „langen 50er“ (Werner Abelshäuser) waren und die als Leitfossile Auskunft über die Lebensweise geben. Dazu gehört auch die sogenannte „Durchreiche“ zwischen Küche und Eßplatz, die demonstriert, welche Rollen der Hausfrau zugeordnet waren: Das Essen sollte im Verborgenen der Küche zubereitet und dann auf der Küchenseite der Durchreiche abgestellt werden; die Arbeit der Hausfrau – die dann, so die Idee und die Vorgabe der Architektur, die Küchenschürze ablegte und, nunmehr „adrett“ gekleidet, von der Wohnseite die von ihr in der Küche zubereiteten Speisen auftrug –, die Küchen- und Hausarbeit also, sollte unsichtbar bleiben.

Solche Zweiteilung erinnert an die Architektur der Bahnhöfe des 19. Jahrhunderts, deren industrieller, qualmender und dampfender Teil eisenbewehrt ins wilde Land wies, der Stadt aber mit seiner repräsentativen Fassade ein gezähmtes, bürgerliches Bild repräsentativer Palastarchitektur bot. Die „Sperre“ im Innern des Gebäudes, an der die Fahrkarten kontrolliert wurden, trennte diese beiden Welten und war zugleich ein Übergang von der Wildheit des Landes zum Gezähmten der Zivilisation, eine andere Art „Durchreiche“.

Ähnlich ist auch die Wohnungstüre eine Sperre: hinter ihr, so scheint es, hat das Öffentliche seine Macht verloren. In der Wohnung gelten andere Regeln als am Arbeitsplatz oder im öffentlichen Raum. Hinter der verschlossenen Tür tut sich manches; so haben – belustigt wahrgenommen – bereits in den 80er Jahren erotische Fotografien aus der DDR ihren Weg in linke Fotopublikationen des Westens gefunden. Privat und nicht konform – oder doch, weil allgegenwärtig – auch dies: Auf dem Fernsehgerät standen, wie auf einem Altar im Herrgottswinkel, Kaffeedosen und andere Verpackungen für Waren aus dem Westen neben dem Urlaubssouvenir vom Plattensee. Wer an die ewig wiederholten Filmrecherchen von Elisabeth T. Spira denkt, mag erkennen, daß auch die westliche Welt des Privaten bunt, kreativ und deshalb oft auch höchst befremdlich ist. Vielleicht ist deshalb Wohnen für die Lebenswelt so wichtig, und vielleicht lernen wir aus ihr, die DDR und ihre normierte Wohnung als eine Welt voller Überraschungen nach und nach zu würdigen und zu entschlüsseln, neu zu lesen: das Leben in der DDR-Platte nicht nur nach dem Links-rechts-Raster politisch zu verstehen, sondern das industrialisierte Bauen und Wohnen auch als eine Form sich modernisierender Gesellschaften zu würdigen.

2. Die Gesellschaft in der Wohnung

Architekturgeschichtlich gesehen nämlich waren die Plattenbauten der DDR fortschrittlich, und die Menschen, die darin wohnten, galten als privilegiert und waren es auch. Die nachholende Geschichtsschreibung macht die Wohnbauten zu Nischen-Orten, an denen man „Mensch“ sein durfte, aber auch zu Orten, an denen die sozialistische Menschengemeinschaft verwirklicht schien. Hier war Platz für Aktivitäten des Gemeinsinns; hier trafen sich Zirkel, Gesprächskreise, und – hier wurde abgehört. Über die Systeme hinweg lassen sich Ähnlichkeiten feststellen: „Kleine Fluchten“ gibt es überall. Wenn die Wohnung privat sein soll, dann kann das Parteilokal im Wohnblock eine Bedrohung sein, denn hier drängt sich die Macht zumindestens symbolisch in den Bereich des Privaten.

Die Platte ist „typisch DDR“ – dem westlichen Blick jedenfalls, der dabei durchaus einäugig die graue Massenarchitektur des kapitalistischen Westens übersieht. In der Platte – so die Annahme – zeige sich hochsymbolisch DDR-Alltag und DDR-Ideologie und damit

auch der Unterschied zum Westen. Aber – und abgesehen von der höchst fortschrittlichen industriellen Herstellung der Häuser, die die Architekten der späten Moderne wie Le Corbusier vorgedacht haben: das serielle Produkt Wohnung referiert unsere Moderne. Die westlichen, kapitalistischen Wohnbauten müssen sich, zumal nach dreißig, vierzig Jahren, die gleiche Kritik gefallen lassen: ihre Familienfeindlichkeit wie ihre Standardisierung und eine Unbeweglichkeit, die dem wechselnden Bedarf neuer Familienformen oder der von Wohngemeinschaften nicht nachkommen kann, und Barrieren in die Alltags der Menschen baut.

Die Platten-Wohnbauten waren repräsentativ, sie sollten, wie alle gelenkte Bauplanung, staatlichen Akzentsetzungen folgen und gesellschaftliche Leitbilder verwirklichen. Plattenbauten entstanden nicht nur auf der grünen Wiese – wie in Lütten-Klein bei Rostock, das schon zu DDR-Zeiten für seine hohe Selbstmordrate bekannt gewesen ist, oder in Lichtenhagen, das nach der Wende unrühmlich durch rechtsradikale Ausschreitungen bekannt wurde –, sondern sie wurden mit Bedacht in die Zentren der Städte gesetzt. Die Plattenbauten stehen deshalb am Alexanderplatz in Berlin ebenso wie am Fucikplatz (Pirnaischer Platz) in Dresden. Hier, in Dresden, dessen zerstörte Innenstadt vollständig enteignet wurde, sind 100.000 neue Wohnungen gebaut worden; die Reste der alten Bebauung wurden für diese Neubauten weggeräumt.

Solches geschah nicht zufällig. Im Wohnen etabliert sich eine Gesellschaft, darin sucht sie ihren Ausdruck. Politisch symbolisiert der staatliche Wohnbau gesellschaftliche Orientierungen. Die Mächtigen der DDR haßten das bürgerliche Wohnen, das sie als privatisches und die Menschen isolierend ansahen. Sie versuchten, ähnlich wie die Wiener Sozialisten der Ersten Republik, das individualistische „Häuselbauen“ zu unterbinden. Auch die gerühmten und bis heute für die Einheimischen reservierten und gehüteten Wiener Wohnbauten verdanken ihre Geburt der Zerstörung; nicht nur das alte Erdberg wurde niedergelegt, um dem „Roten Wien“ Platz zu machen, auch andere Vorstädte mußten daran glauben. Die Welt sollte durch das neue Wohnen besser werden. Eine Wiener Sozialdemokratin hat das 1933 auf einem Kongreß in Würzburg in fast sakralen Tönen formuliert: „Wenn Christus in Wien auf die Welt gekommen wäre, hätte er nicht auf Stroh liegen müssen, weil ihm das rote Wien Windeln gegeben hätte, weil die rote Gemeinde christlicher ist als die katholische oder die protestantische.“ Umgekehrt und andererseits: auch wer das Bausparen des Einzelnen fördert, verfolgt damit ein

gesellschaftspolitisches Ziel: dem Bürger mit seinem Eigenheim ein Genügen zu verschaffen.

3. Unsere Maßstäbe: fremde Blicke – Blicke des Befremdens

Gottfried Korff hat einmal mitgeteilt, daß im Freilichtmuseum Kommern Besucher aus den USA ganz erstaunt darüber gewesen waren, daß die früheren Bewohner aus diesen netten Häusern nach den USA ausgewandert seien. Im Freilichtmuseum Stübing haben sich ältere Frauen, die auf einem Gemeindeausflug das Museum besuchten, glücklich geschätzt, die alten Häuser mit Feuerstellen und knappstem sanitären Inventar, die sie nun besuchsweise aufsuchten, gegen moderne Häuser mit bequemen Installationen eingetauscht zu haben. Am selben Tag und am selben Ort haben junge grün-intellektuelle Frauen die mit Geranien ausgestatteten Bauernhäuser reizend und wunderbar gefunden und begonnen, sich virtuell in ihnen einzurichten und sie zu beziehen. In Rumänien stand eine ältere Frau vor ihrem wunderschönen spätbarocken Vorstadthaus inmitten eines blühenden Gartens und bedauerte, nicht in einem der modernen Hochhäuser zu wohnen; sie beklagte, daß Ceaucescu nicht mehr dazugekommen sei, auch sie mit einer komfortablen Wohnung im Hochhaus zu versorgen. Und es ist – als ein letztes Beispiel – daran zu erinnern, daß die Wohnhäuser der Jahrhundertwende, oft schlecht und billig gebaut, dem reinsten kapitalistischen Kalkül von Bauunternehmern und Spekulanten folgend, heute – darauf hat Hans-Friedrich Geist aufmerksam gemacht – als zutiefst humane, leidenschaftlich gepriesene, gesuchte und hoch bezahlte Architektur gelten. Maßstäbe und Blicke können sich ändern.

4. Eine andere Welt?

Die DDR war auch die Welt einer ausdrücklich und gewollt anderen Sprache, die Welt der „Sättigungsbeilage“, der „Plaste und Elaste aus Schkopau“, wie die Reklame auf den Brücken der Transitstrecke mitteilte, von „Broiler“, dem Hähnchen, und der „Grilletta“, einer Mischung aus Hamburger und Frikadelle (Fleisch-Laberl, -Pflanzl, -Küchle). Es war ein Land, in dem die Bockwurst 39 Pfennige kostete, die Welt einer Gaststättenkultur, in der man im „Gastmahl des Meeres“ vom Ober „plaziert“ wurde, eine Welt, in der das Kollektiv in

den durch Stühle oder Seile abgetrennten Teilen des Restaurants auch bei dringendem, aber eben ungeplantem Bedarf nicht bediente. Es war das Land, in dem es auf der Speisekarte des Interhotels in Halle „Für unsere kleinen Gäste“ die „Kleine Abendplatte Pittiplatsch“ – so der Name einer Fernsehfigur – gab. Und es ist das Land des Ampelmännchens und des Rechtsabbiegepefels geblieben und das des gesamtdeutschen Sandmännchens geworden.

Das Land der geplanten kollektiven Sicherheit, sei es für Studium oder Beruf, ist es nicht mehr. Umso wichtiger wird das familiäre Privatleben – auch dies wird in den Plattenbauten gelebt. Ein Teil dieser Bauten ist modernisiert, wer die Mieten bezahlen kann, wohnt dort, wohnt dort weiter; wer sie nicht bezahlen kann, wohnt in Platten-siedlungen, die sich dem Klischee des lange eingeübten westlichen Blicks erst heute annähern: Sie sind entweder aufwendig renoviert und dadurch teuer oder sie sind verkommen, sind grau und nur noch jede dritte oder vierte Wohnung ist bewohnt. An ihnen findet dieser westliche Blick heute seine späte Wirklichkeit. Aufschwung Ost und Abbruch Ost stehen fast überall nebeneinander, Hauswand an Hauswand.

In der Volkskammer hat vor zehn Jahren Margot Honecker bekannt gegeben: „Die Saat ist aufgegangen.“ Sie meinte damit die dekadente westliche Pop- und Konsumkultur, die das Scheitern der DDR verursacht habe. Nach dieser Lesart habe der Westen damit erst sich selbst verrückt gemacht und dann weitererzählt, es gäbe außer Arbeit noch etwas anderes im Leben – ein anderes Leben nämlich.

1983 hat Udo Lindenberg sein Lied vom „Sonderzug nach Pankow“ nach der Melodie des Glenn-Miller-Stücks „Chattanooga Choo-Choo“ gesungen und darin ironisch seiner Vermutung Ausdruck verliehen, „Honni“, so nannte er im Lied Erich Honecker, würde sich – Stichwort: anderes Leben – ins Klo einschließen, eine Lederjacke anziehen und heimlich Westmusik hören. Das war wohl nicht so, und Udo Lindenberg's Wunsch nach einem Treffen mit Honecker (mit dem er durchaus sympathisierte) ist auch erst spät in Erfüllung gegangen. Dabei hat ihm Lindenberg eine Lederjacke mitgebracht und Honecker, der ehemalige Trommler in einem saarländischen Arbeiterorchester, sich mit einer Schalmei revanchiert.

Pop und Rock and Roll galten als Gefahr für die Ordnung – das galt übrigens für Ost und West; obwohl dort Frank Schöbel und hier Peter Alexander und Udo Jürgens mehr Gehör fanden als Karat und die Puhdys oder eben Udo Lindenberg. Rock als Gefahr für die

Ordnung: heute klingt das fast lächerlich. Aber auch im Westen hat man von Kulturverfall und Auflösung der Ordnung geredet, und der Rock galt als die Musik der Aufsässigkeit („Saat der Gewalt“) und derer, die das Leben im Staat kritisierten.

Vergleichsmöglichkeiten gibt es also durchaus. Und insofern läßt sich natürlich auch fragen, wieweit das Wohnen das Leben ist und wieweit sich der gesellschaftliche Kontext in die Wohnwelt einmischt. Gewiß, Günther Gaus' These von der Nischengesellschaft DDR ist nicht falsch. Doch läßt sie sich nicht auf jenen Staat DDR beschränken. Es könnte ja doch sein, daß der Bedarf nach „Nischen“ der Bedarf einer modernisierten Welt ist, die sich den Zumutungen von außen, woher immer sie kommen, zu entziehen sucht.

II. Das Besucherbuch

Wenn das so ist, dann liegt der Vergleich mit der Ausstattung des „privaten“ Bereichs nahe. Und ein solcher Vergleich wurde denn auch von vielen jener Besucher angestellt, die im ausgelegten Besucherbuch die Ausstellung auf insgesamt 67 Seiten kommentiert haben. Fast immer haben sie sich, ihre Person und ihr persönliches Leben in einen Bezug zu dem in der Ausstellung Gezeigten gebracht. Keine Frage, der Vergleich stand im Vordergrund; und wenn es auch in der Regel zunächst der Ost-West-Vergleich gewesen ist, mit dem begonnen wurde, so trat dieser doch in den – zuweilen bemerkenswert ausführlichen – Eintragungen zumeist zugunsten allgemeiner wie spezifisch ästhetischer Reminiszenzen und Reflexionen – Reflexionen auch über die Rolle der Erinnerung im eigenen Leben – in den Hintergrund.

Eine Wienerin (geb. 1940) hat „viel Vertrautes aus meinem ‚Alltagsleben‘ gefunden“: „Obwohl ich von Österreich bin, habe ich die Kleidermode auch getragen, wahrscheinlich nicht so lange.“ Eine Besucherin aus Leipzig fragt sich, ob absichtlich „nur DDR-Mode aus den 70er Jahren gezeigt wurde, um darzustellen, wie altmodisch und stillos man in der DDR war. Wo sind die tollen Kinderbücher, die es im Osten gab?“ Und ein Potsdamer schreibt: „Schade, daß überwiegend nur die 60er und 70er Jahre ausgestellt sind [...] In den 80er Jahren war auch die DDR moderner.“ Ein anderer Besucher spricht geradezu von einer Unfairness dieser Art zeitlicher Schwerpunktset-

zung in der Ausstellungsgestaltung: „1970/80 war das Design auch im Westen anders.“ Diese Art Eintragungen zeigt, daß die Menschen über ihren alten Staat (den sie deswegen nicht lieben müssen) nichts kommen lassen wollen – um so ineins ihre Biographie, ihr gelebtes Leben von dem Ruch permanenter Rückständigkeit zu befreien. – Das knüpft an eine Kritik, wie sie bereits gegenüber ähnlichen Ausstellungen, die es nach zehn Jahren Bundesrepublik in den fünf neuen Bundesländern allerorten gab, laut geworden ist: „So altmodisch sind wir nicht gewesen“, konnte man in einer Ausstellung über den DDR-Alltag im Historischen Museum in Dresden 1999 mehrfach lesen. Ein Besucher attestiert im übrigen der Wiener Ausstellung, „weitaus objektiver als eine mit fast gleichem Inhalt in Halle an der Saale“ zu sein.

Es scheint zwar so zu sein, daß die prägnanten, plakativen und damit einer Ausstellung zugänglichen Konturen jene älteren DDR-Muster sind, die eine signifikante Andersartigkeit aufweisen. Dennoch findet sich immer wieder die Bemerkung, daß die Ausstellung einen „Blick auch in unsere eigene Vergangenheit“ biete. Der Unterschied in Deutschland-West und Deutschland-Ost sei größer als hier am Ausstellungsort, so wird vermutet, und deshalb sei in Wien der „Zeitabstand in der Entwicklung nicht so weit.“ Ja, man fühlt gar „in mancher Beziehung eine Erinnerung an die unmittelbare Zeit nach 1945“: „Ich bewohne eine Wohnung in Sievering“, schreibt ein ehemaliger DDR-Bürger, „mit Armaturen aus den 70ern“, und auch die Werbung und Auslagen seien (in der DDR) so wie in den Wiener Außenbezirken. „Auch die Menschen untereinander haben noch die Gemütlichkeit und den Flair des Zusammenlebens.“ Ein anderer bemängelt, daß „die ausgestellten Exponate [...] genausogut an einen Wiener Gemeindebau erinnern.“ Und wieder einem anderen fehlt der „Bezug zur DDR [...] diese Ausstellung hätte genausogut eine Periode in Österreich zeigen können.“ – In dieselbe Kerbe, wenngleich wohlwollender, schlägt diese Eintragung: „Zwar im Westen aufgewachsen, dennoch zahlreiche Erinnerungen, die beim Anblick der Exponate wieder wachgerüttelt werden. Durch die Musik marschierend durch die Ausstellung getragen, ist sie ein Genuß.“ Eine andere lobt ebenfalls die Ausstellung, meint aber, „authentischer wäre es gewesen mit dem Odeur des DDR-typischen Desinfektionsmittels“.

Gerade beim Thema Wohnen und Alltag drängt sich der Vergleich auf: „Die Exponate unterscheiden sich nicht so sehr von den Alltagsgegenständen der 70er Jahre, mit denen ich aufgewachsen bin.“ Doch

dieser Vergleich trägt auch weiter: „I am from California – This looks like my grandmother’s apartment. She lived in Venice during the 1950’s.“ Und dann dreht die Besucherin ab: „Mexico is much worse than East Germany! If you think this is sad – better never go to Mexico.“ – „Ich bin ebenfalls Amerikaner, und weiß trotzdem, daß keiner die DDR ‚sad‘ findet“, steht darunter – als Ehrenrettung?

Mehrfach werden die ernsten Gesichter auf den Fotos mit dem System – „einem Staat, dessen wichtigste Erfindung offenbar ‚Plaste‘ gewesen ist“ – in Verbindung gebracht. Und am 18. September schreibt ein Besucher: „Auch die Wiener lachen mit den Mundwinkeln nach unten, oder? Und das Totalitäre lieben sie auch! Und wie! (3.10.99!)“ – ein immerhin bemerkenswerter Vorgriff auf die Wahl am 3. Oktober 1999. – Im weiteren dann wieder Überlegungen, die an die Wahrnehmung eines exotischen Volksstammes erinnern: „Trotz der Einfachheit, denk ich mir, waren sie glücklich.“ Auch solche Vermutungen zeigen, daß vor allem verglichen wird: ästhetisch und politisch. „Jedoch war das Leben in den ‚Nischen‘ auch sehr bunt und phantasievoll, da wäre auch noch eine Ergänzung nötig“, schreibt ein Wiener – er hatte vielleicht gerade den Leander Haußmann-Film „Sonnenallee“ gesehen, der ein anarchisches und buntes DDR-Leben voller Spielräume zeigt. „Um Vieles ists doch schad!“, wird notiert, „war nämlich auch schön so“, und: „Schade um dieses Land!“ Und eine „Einwohnerin einer Platte“ kritisiert, daß die „ostdeutsche‘ Lebenskultur sich nicht nur auf Einzwängen-Lassen und Konsumgenossenschaft“ beschränkt habe. Und: „Ich für meine Person habe in diesem ‚unmenschlichen System‘ – wie der Einführungstext dieser Ausstellung die DDR betitelt – eine sehr unbeschwerte und keineswegs unterdrückte Kindheit erlebt“. So schreibt eine 22jährige; und auch drei Frauen „aus Leipzig und jetzt wohnhaft in Wien“ – die jugendlich mit ihren Vornamen zeichnen und mit dem Motto der Jungen Pioniere „Seid bereit! – Immer bereit!“ grüßen – „erlebten eine unbeschwerte, wunderschöne Kindheit in der DDR; so daß wir es auch verschmerzen konnten, keine ‚Barbie‘ besessen zu haben. Aber wir sind doch froh, daß die Mauer weg ist ...“. Für eine (geflüchtete) DDR-Bürgerin ist die Ausstellung eine „Erinnerung an eine tolle Kindheit, nette Leute und vor allem Zusammengehörigkeitsgefühl. [...] Als original Plattenkind war es einfach wunderbar und amüsant die Dinge zu sehen, die mich 10 Jahre meines Lebens begleiteten. Ich erinnere mich nur an sehr schöne Zeiten. [...] Für mich ist die Ausstellung ein Ausflug in die Kindheit“.

Einem Wiener wieder vermittelte die Ausstellung den Eindruck, „daß manche Ideen der DDR gar nicht einmal so schlecht waren – wenn nicht das System der Unterdrückung gewesen wäre“; denn die „Idee, jedem Bürger seine Wohnung [...] zu einem leistbaren Preis“ zu verschaffen, sei „schließlich nicht einmal bei uns Realität“. Und in analogem Gedankengang vergleicht ein Schweizer Besucher mit dem Zürcher Aussenviertel Schwamedingen, wo Wohnungen „mindestens genau so hässlich“ seien wie in der DDR, „nur mit dem einen grossen Unterschied, dass für eine Schwamedinger Wohnung bis zu 3/4 eines Familieneinkommens draufgehen.“ Manche Eintragungen sind in diesem Zusammenhang von lapidarer Prägnanz: „Kein Unterschied zur Großfeld-Siedlung“; und: „hier hatte ich auch nicht viel mehr.“ Kritik wie Sympathie sind dabei nur zu deutlich verteilt: „Die tendenziösen Texte der Aussteller klammern aus, daß eine Wohnung z.B. in Kaiser-mühlen genauso aussieht(e), aber in der DDR weniger kostete.“

Eine 1975 geborene Sächsin hat in der Ausstellung „ein Stück meiner Identität“ wiedergefunden: „Habe 18 Jahre in der Platte gelebt. Das Schöne daran war, daß man sich auch bei Freunden in der Wohnung sofort zu hause fühlte, weil überall die gleichen Möbel und ‚Schmuckstücke‘ rumstanden. Am wichtigsten war meiner Meinung nach das Zusammengehörigkeitsgefühl, was ich heute sehr vermissee.“ Letztere Bemerkung ist der Tenor einer Reihe von Eintragungen: „Ich vermissee die Gesellschaftsform DDR nicht“, schreibt eine vor zehn Jahren geflüchtete Frau, „aber manchmal mehr Menschlichkeit hier.“ Und auch sie hebt hervor: „Irgendwie waren doch fast alle Leute gleich – jeder hatte die gleiche Einrichtung und für jeden gab es die gleichen Artikel im Konsum zu kaufen.“ Carmen, die einundzwanzig Jahre in Halle/Saale gelebt hat und jetzt in Wien wohnt, grüßt „mit sozialistischem Gruß ‚sei bereit!‘“ und fügt an: „aber die ‚Platte‘ und die Leute aus dem Osten waren und sind gut.“ Gegrußt wird im Besucherbuch – ironisch oder nicht – auch mit „Freundschaft!“ Und nur die Einschriebe „Völker höret die Signale“ und „Beim nächsten Mal wird es gelingen!“ hat ein dritter Besucher mit dem Bemerken „Arschloch“ durchgestrichen.

„Auffallend viele ‚ostzonale‘ Besucher in dieser Ausstellung“ erkennt ein West-Deutscher: Man fahre offenbar „nach Wien, um sein vergangenes Land und Leben zu betrachten.“ Auffällig ist in der Tat, wie viele ehemalige DDR-Bürger sich in das Buch eingeschrieben haben; auffällig auch, wie man die Kompetenz, ein Urteil zu fällen, begründet: Man gibt die Jahre an, die man in der DDR, in der Platte

verbracht hat, skizziert seine Beziehung zur DDR: „Meine Mutter stammt übrigens aus Sachsen“; „durch Heirat Ausreise nach Wien“; „war selbst oft drüben zu Besuch“ (eine Wienerin). Man erzählt seine Lebensgeschichte: „Vor 10 Jahren Flucht aus der DDR mit meiner damals 6jährigen Tochter. Sie mit ihren 17 Jahren findet diese typischen DDR-Gegenstände ziemlich lustig; weit entfernt.“ Einige Wiener wieder erzählen von den Schikanen, denen sie bei ihren Reisen ausgesetzt gewesen sind – „ich bin heute noch böse, daß mir beim jährlichen Verwandtenbesuch meine Comic-Hefte immer weggenommen wurden“ –, und stellen eben damit zugleich ihre Kenntnisse unter Beweis, die sie bei dienstlichen und privaten Reisen – „ich hatte (und habe) Verwandte im Osten“ – in die DDR erworben haben.

Ein Österreicher, „der die DDR selbst mehrmals erlebt hat“, freut sich zwar, „daß so viele Gegenstände erhalten blieben“, hat aber „trotz nostalgischen Rückblicks eines damaligen ‚Westlers‘ [...] auch viele unangenehme Erinnerungen an diesen dreckigen Rest Deutschlands.“ Ein anderer Österreicher, aus Leipzig 1946 nach Wien gekommen, teilt die Bezeichnung „Arbeiterintensivhaltung“ für die Bauten mit. Und ein Brandenburger schreibt ausführlich über das „Einweckglas DDR“, in welchem „eine saures Früchtchen über 40 Jahre heranreife.“ In diesem Zusammenhang wird mehrfach kritisiert, daß der Überwachungsapparat in der Ausstellung ausgeklammert wird und damit die Angst vorm Nachbarn, die Relation Ostmark/Westmark: „Es war nicht nur nostalgisch schön!“

Schließlich weist ein knapper Eintrag auf einen Höhepunkt der nationalen Fußballhistorie Österreichs: „AUT – DDR 3:0 – 89 Danke!“ Gemeinsamkeit und Vergleich: Ostdeutschland sei Österreich näher als Westdeutschland. „Zwischen Österreich und D-Ost gibt es seltsam viele Gemeinsamkeiten“, meint ein Sachse. „Die DDR war der bessere Teil von Deutschland“. Die DDR wird als „preußisches Österreich“ bezeichnet. „Für nicht allzu sensible Naturen blieb es aber durchaus erträglich“, meint ein anderer und verweist auf Errungenschaften wie Grundversorgung, öffentliche Verkehrsmittel und ähnliches. In den Ausstellungstexten sei die politische Einstellung – leider – unschwer zu erraten. „Wie toll ist doch alles bei uns in Österreich (gewesen) oder?“ „Ich war angenehm überrascht über die nicht verfälschende Darstellung vom Leben in der DDR. War nämlich auch schön und so ...“

Immer wieder ist im Besucherbuch die Verwunderung über die Tatsache formuliert worden, daß die eigene Lebenswelt bereits mu-

sealisiert wird, daß „Geschichte“ so nah ans eigene Leben heranrückt und daß die banalen Gegenstände des vergangenen und wohl auch gegenwärtigen Alltags im Museum präsentiert werden können. Gegenstände, die man selbst noch besitzt, sind gleichzeitig im Museum zu finden. Die These Hermann Lübkes, daß die Vergangenheit immer näher musealisiert an uns heranrücke, wird augenfällig – und sie wird aufmerksam wahrgenommen. Die Besucher, von der ausgestellten „Sache DDR“ ebenso betroffen wie von der Beobachtung der schnellen Musealisierung ihrer Alltage überrascht, akzeptieren das Bewahren der Alltagskultur, die – als eigene Vergangenheit – ihrer Banalität entrückt und dabei geradezu sakralisiert wird. Das gilt nicht nur für die untergegangene DDR, die in ganz neuer Weise in unsere Gegenwart hineinlebt. In die Materialität der Alltagsgegenstände wird hochsymbolisch neuer Sinn hineingesehen, wie sich etwa am Revival der Markenprodukte der DDR erkennen läßt. Die „Tempo-Linsen“ etwa, in der Ausstellung zentral positioniert, sind inzwischen in Form eines Gesellschaftsspiels in den Buchläden der neuen Bundesländer zu finden.

Auch in der Konfrontation mit den Objekten des „alten“ Alltags im Museum wird Geschichte runderneuert⁵, entstehen neue Geschichten. Sie zeigen auch, wie schwierig es ist, einen Alltag, der eben zehn Jahre nicht mehr existiert, zu rekonstruieren – im Museum und im Kopf. Bleibt die Frage, ob solche Rekonstruktion hilfreich und notwendig ist, und wieweit schon durch die bloße Thematisierung dieses Alltags ein Diskurs weitergetragen wird.

Konrad Köstlin, Exhibited Living. Life in the “Platte” (prefabricated housing). Some Afterthoughts

In this contribution, on the occasion of the opening of the exhibit “Life in the ‘Platte’”, one can “read” various considerations about the significance of living between private and public lifeworlds (and not just in the former GDR). At the same time, insight is provided through the commentaries made about the entries written into the visitor’s book (available at the exhibit). The reactions of the visitors, a consequence of the “museumification” tendencies nowadays, show people are becoming more and more used to expressing their personal circumstances and experiences in relation to what they see exhibited. Such written reactions are not only a measure of how the exhibit is valued, but in this case are notably explicit and reflect the wide range of responsibilities and competencies visitors had.

5 Köstlin, Konrad: 50 Jahre DDR. Runderneuerte Geschichten vom Alltag. In: Müller, Wenzel: Leben in der Platte (wie Anm. 1), S. 19–36.

Neuerscheinung

nichts tun.

vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen

Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. – 116 Seiten,
87 Farbabbildungen, Format 13,0 x 23,0, brosch.

(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 75)

ISBN 3-900359-89-X

Das Schwierigste, was man sich als Zeitgenosse vornehmen kann, ist das Nichtstun. Es ist keineswegs einfach, sich von der Moral der Arbeitsalltage frei zu machen. Das kleine Format, die eher unspektakulären kleinen Freuden sind es da vor allem, die man sich gönnt. Dazu bedienen wir uns spezifischer Dinge und Orte. Daß und wie Dinge und Orte unser Nichtstun ‚kultivieren‘, davon handelt diese Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung vom 8. Juni bis 5. November 2000 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Vom Spazieren, Promenieren und Flanieren ist hier die Rede, vom Herumfahren, vom „Drahn“ und Warten, vom Blaumachen, Pausieren, Entspannen und vom Genießen, Ruhen, und Sinnieren. Der Kosmos dreht sich um die kleinen Freuden, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten und in den Stadt- und Gefühlslandschaften Wiens (aber nicht nur dort) beobachten lassen.

Gertraud Liesenfeld, Klara Löffler (Hg.)

hundertvierundzwanzig kleine freuden des alltags.

Wien, Löcker, 2000. – 160 Seiten, 15 Abbildungen,

Format 13,0 x 23,0, brosch.

ISBN 3-85409-326-8

Außergewöhnlich und selbstverständlich, beliebig und liebgewonnen – widersprüchlich, das sind die kleinen Freuden, wie wir sie in unseren Alltagen suchen und finden. Ein Kompendium von Auftakten, Interventionen, Fundstücken und Gedankenstrichen, das Gleichzeitigkeiten, und Mehrdeutigkeiten im Blick hat und zuläßt, das ist dieses Buch. Eingeladen, ihre Ideen und Bilder von freien Zeiten und Räumen – jenseits standardisierter Freizeiten – zu entwickeln, haben hier Autoren und Autorinnen, Künstler und Wissenschaftler ganz unterschiedliche Antworten gefunden. Die Beliebigkeit (nehmen wir den Begriff ruhig einmal beim Wort) ist das Merkmal der kleinen Freuden. Eine kleine Freude, dies kann der Wunsch sein oder auch die Wunscherfüllung, dies kann das Wählenkönnen sein, im Gegensatz zum Entscheidenmüssen. Die Beliebigkeit und das Wählenkönnen sind auch das (Lust-)Prinzip dieses Lesebuches.

Ausstellungskatalog und Anthologie können gemeinsam erworben werden zum Sonderpreis von
ATS 398,—/DM 56,56/EURO 28,92 (exkl. Versand)

Einzelpreis Katalog:

ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand)

ATS 230,—/DM 32,68/EURO 16,71 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Anthologie:

ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand)

ATS 230,—/DM 32,68/EURO 16,71 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:

Österreichisches Museum für Volkskunde

Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42

E-mail: shop@volkskundemuseum.at